

Durchatmen

Geschichten über Gelassenheit

Ausgewählt von
Martha Schoknecht

Diogenes

HANSJÖRG SCHNEIDER
Schwimmen im Fluss

Du liegst im Fluss, lang ausgestreckt an der Oberfläche, den Kopf zwischen den Armen, die Augen geschlossen. Du lässt dich treiben von der Strömung, die das grünbraune Wasser Richtung Meer zieht. Du spürst die Kühle, die deine Glieder umhüllt und eindringt in deine Eingeweide.

Du bist ein Lebewesen, das sich nicht rührt und getragen und transportiert wird wie ein manns langer Baumstamm, und in deine Ohren dringt das beruhigende Geräusch der Kiesel, die auf dem Grunde meerwärts geschoben werden.

Du staunst, wie lange du es aushältst, ohne zu atmen, es gefällt dir, kein Lufttier mehr zu sein. Du denkst an Kiemen, die sich an deinem Halse öffnen, durch die das Wasser einfließt und dich zum Wassertier macht. Du möchtest so liegen bleiben für immer und ewig, langsam das Menschenbewusstsein verlierend, eine Wasserleiche zuletzt mit ausgestreckten Fingern, die zu Flossen werden. Du möchtest landen im Meer.

Dann hebst du den Kopf und siehst ein Stück der sonendurchfluteten Welt: den breiten Fluss, der mitten durch die Stadt fließt, in der du lebst, die beiden Ufer mit den vertrauten Häuserfassaden, das Münster weiter oben, die Brücke, auf die du zuschwimmst.

Du legst dich auf den Rücken und schaust zum Brückengeländer hinauf, wo Leute in Sommerkleidern stehen und herunterwinken. Sie winken immer, das weißt du aus Erfahrung: Leute am Ufer winken Leuten im Fluss.

Du gleitest unter dem Brückenbogen in den Schatten hinein. Hier riecht es nach schmutzigem Schlamm und ein bisschen nach Großstadt, und würdest du laut hinaufrufen, würde dein Ruf dröhnen wie in einer Fabrikhalle.

Weiter unten siehst du einen Lastkahn, der sich flussaufwärts schiebt. Er muss randvoll sein, der Bug ragt knapp über das Wasser. Du hörst das Stampfen seines Motors, du hast es schon unter Wasser gehört als helles Sirren, es hat das Rieseln der Kiesel zerschnitten.

Du musst ausweichen. Du drehst dich auf den Bauch, stößt deine Arme nach vorn und ziehst sie kräftig zurück. Du spürst, wie dein Leib durch Wasser gleitet, du spürst deine Kraft, und plötzlich packt dich eine Freude. Du schlägst mit Armen und Beinen ins Wasser, dass es aufspritzt wie früher in der Badeanstalt, wo du schwimmen gelernt hast, und am liebsten würdest du schreien. Das kommt dir zwar einen Moment lang kindisch vor, aber es stört dich nicht, im Wasser ist alles kindisch, und überhaupt bist du ein alter Kindskopf, auch an Land. Du schreist trotzdem nicht, der Moment dazu ist verpasst, du strampelst einfach weiter, bis du außer Atem bist. Dann liegst du wieder ruhig und schaust zu, wie draußen der Lastkahn vorbeistampft.

ANNA GAVALDA
Meine Kraftpunkte

heute Morgen

Heute Morgen, kurz vor zehn, vibrierte mein Handy an meiner Brust. Ich spürte das Brummen, kümmerte mich aber nicht weiter darum, ich kauerte nämlich vor einer Wand und untersuchte einen Riss und seine Entwicklung.

Mit dem Knie auf meinem Schutzhelm versuchte ich zu verstehen, wieso dieses Gebäude niemals bewohnbar sein würde.

Ich war von der Versicherungsgesellschaft des Architekturbüros, das den Bau geplant hatte, als Sachverständiger bestellt worden und wartete darauf, dass mein Assistent mit dem Ablesen der Messlehren fertig wurde, die wir vor vier Monaten neben dem Riss angebracht hatten.

Ich möchte jetzt nicht weiter ins Detail gehen, das wird sonst zu technisch, aber die Situation war ernst. Unsere Agentur saß seit mehr als zwei Jahren an diesem Fall, und es ging um eine Menge Geld. Eine sehr große Menge Geld, den Ruf dreier Architekten, zweier Vermessungsingenieure, eines Bauträgers, einer Baufirma für Erdarbeiten, eines Bauunternehmers, eines Bauleiters, eines beratenden Ingenieurs und eines Abgeordneten. Es ging darum, die *voraussichtliche Schadensentwicklung* zu benennen, wie es in unserem

Fachjargon so verschämt heißt, und je nachdem, welchem der folgenden drei Begriffe mein künftiges Gutachten den Vorzug geben würde: »Verschiebung«, »Versatz« oder »Neigung« (mit allen logischen Konsequenzen), hätte das Auswirkungen, zwar nicht auf den Betrag – diese Feinheiten fielen nicht in mein Ressort –, aber doch auf die Namen des Ausstellers sowie des Adressaten der künftigen Rechnung.

Mit anderen Worten, ich saß an diesem Tag nicht allein am Krankenbett eines Gebäudes, das, kaum aus der Erde gewachsen, schon dem Tod geweiht war, und deshalb konnte mein Handy gut und gern vor sich hin vibrieren.

Es fing übrigens schon wieder damit an. Und zitterte zwei Minuten später erneut. Genervt schob ich meine Hand unter die Jacke und schaltete es, ohne hinzusehen, aus. Kaum hatte ich es mundtot gemacht, übernahm das Handy von François, meinem Assistenten. Es klingelte lange, sechs, sieben Mal vielleicht, und nahm noch zwei Anläufe, aber François stand in einer Gondel zehn Meter über dem Boden, und der Sturkopf, der versuchte, ihn zu erreichen, gab schließlich auf.

Ich dachte nach. Seufzte. Strich über den verfluchten Riss, den dritten schon in diesem Stück Wand, seit wir mit unseren Untersuchungen begonnen hatten, und berührte ihn sanft mit dem Finger wie eine menschliche Wunde. Mit dem gleichen Ohnmachtsgefühl und der gleichen christlich angehauchten Beschwörungsformel: *Wand, schließe dich.*

Ich hasste mein aktuelles Leben. Diese Aufgabe hier las-

tete schwer auf mir, auf uns, auf meinem Geschäftspartner und mir, sie war zu schwierig, zu knifflig und vor allem zu riskant. Wie auch immer mein Bericht ausfallen würde und auch wenn die Folgen dieser Geschichte letztendlich von den Winkelzügen der Rechtsanwälte abhingen, bei denen sich die beunruhigendsten Risse, Konstruktionen und Fundamente stets in gütlichem Einvernehmen beziffern ließen, war mir klar, dass wir uns allein durch die Tatsache, dass ich mich äußerte, dass wir uns äußerten, die Feindschaft eines großen Teils unserer Branche zuziehen würden.

Sollten die Architekten von Schuld reingewaschen werden, würden wir die Kunden des verantwortlichen Bauträgers und Bauunternehmers verlieren, und würde die Verantwortung den Architekten angelastet, würden wir erst in Monaten, vielleicht sogar Jahren unser Geld bekommen und noch etwas Wertvolleres verlieren als eine komfortable Kapitaldecke, nämlich unser Vertrauen.

Unser Vertrauen in sie, unser Vertrauen in uns und indirekt auch unser Vertrauen in unseren Berufsstand, denn sollte sich herausstellen, dass die Schuld bei ihnen lag, wäre das der Beweis dafür, dass sie uns von Anfang an belogen hatten.

Wir hatten lange gezögert, den Auftrag anzunehmen, und dass wir uns dafür entschieden haben, zeigt die Hochachtung, die wir diesen Leuten entgegenbringen. Diesen Leuten und ihrer Arbeit. Wir haben uns an die Arbeit gemacht mit allen Risiken, die das für uns bedeutete (wir mussten in teures Arbeitsgerät investieren), weil wir stets an ihre Redlichkeit geglaubt haben.

Sollte sich herausstellen, dass wir uns getäuscht haben,

wäre das für meinen Geschäftspartner und mich ein schwerer Schlag mit beträchtlichen Folgen.

Ausgerechnet an diesem Morgen beschlichen mich nun zum allerersten Mal Zweifel. Die Gründe dafür brauche ich hier nicht weiter auszuführen, ich sagte es schon, das wird schnell zu technisch, aber ich war ungewöhnlich nervös. Es gab zwei oder drei Details, die mich verwirrten, und ein kleiner heimtückischer Gedanke begann seine Untermiierungsarbeiten. Wie der Hausbock oder Termiten, die wir von Berufs wegen auf dem Kieker hatten, ein kleiner *alles zersetzender* Gedanke.

Zum ersten Mal, seit ich mich um diese Baustelle kümmerte, in den vielen hundert Stunden, die ich mit diesem Fall schon zugebracht hatte, merkte ich, wie etwas in mir zu arbeiten begann: Hatten uns die Architekten wirklich die ganze Wahrheit erzählt?

(Diese Einleitung ist ziemlich lang geraten, scheint mir aber angesichts der weiteren Ereignisse, die hier dargelegt werden sollen, unabdingbar. Entscheidend ist das Fundament, das habe ich in meinem Job gelernt.)

An dieser Stelle war ich mit meinen unguuten Gefühlen, meinen Grübeleien also angelangt, als just einer der besagten Architekten auf mich zukam und mir sein Handy hinhielt.

»Ihre Frau«, sagte er in alarmiertem Ton.

noch bevor

Noch bevor ich ihre Stimme hörte, wusste ich, dass sie es war, die die ganze Zeit versucht hatte, mich zu erreichen, und noch bevor ich hörte, was sie mir sagen wollte, hatte ich mir schon das Schlimmste ausgemalt.

Es lässt sich nicht in Worten ausdrücken, in welchem atemberaubenden Tempo die kleinen Rädchen im Gehirn in Alarmbereitschaft geraten, losrasen, sich drehen und klappern. Noch bevor ich die beiden kurzen Silben Hallo herausbrachte, hatten jede Menge imaginärer Bilder, eins morbider als das andere, Zeit gefunden, vor meinem inneren Auge vorbeizudefilieren, und als ich das Handy entgegennahm, war ich davon überzeugt, dass einem geliebten Menschen etwas sehr Schlimmes zugestoßen sein musste.

Grässliche Bruchteile von Sekunden. Grässliche seismische Erschütterungen. Riss, Sprung, Scharte, Ritze, Spalte, Bruch, alles, was Sie wollen, das Herz kriegt in diesem Moment für immer einen Knacks.

die Schule

»Die Schule«, haucht sie, »Valentins Schule. Sie haben angerufen. Es gibt ein Problem. Du musst unbedingt hingehen.«

»Was für ein Problem?«

»Keine Ahnung. Das wollten sie mir am Telefon nicht sagen. Sie wollen, dass wir vorbeikommen.«

»Ist dem Kleinen was passiert?«

»Nein, er hat was angestellt.«

»Was Schlimmes?«

Und noch während ich die Frage stellte, spürte ich, wie mein Herz wieder schlug. Dem Kleinen war nichts passiert, der Rest war mir vollkommen egal. Der Rest zählte nicht mehr, und ich begann schon wieder, meine Wand zu inspizieren.

(Und erst heute Nacht beim Schreiben dieser Worte: »und ich begann schon wieder, meine Wand zu inspizieren«, merke ich, wie weit mich dieser Auftrag schon in den Wahnsinn getrieben hat.)

»Ganz bestimmt, sonst würden sie uns ja nicht so plötzlich einbestellen. Pierre«, flehte sie, »du musst unbedingt hingehen ...«

»Jetzt? Aber ich kann nicht! Ich bin auf der Baustelle Boulevard Pasteur, das weißt du doch. Ich kann jetzt nicht weg, wir warten auf die Ergeb ...«

»Hör zu«, fiel sie mir ins Wort, »seit zwei Jahren machst du uns allen das Leben zur Hölle mit deiner gottverdammten Baustelle. Ich weiß, dass der Job schwierig ist, und ich habe dir bisher nie Vorwürfe gemacht, aber jetzt brauche ich dich. Ich habe das Wartezimmer voller Leute, ich kann meine Sprechstunde jetzt nicht absagen, und außerdem bist du viel dichter an der Schule. Du gehst da jetzt hin.«

Nun gut. Ich will das Problem jetzt nicht in aller Ausführlichkeit darlegen, denn auch hier wird's schnell zu technisch, aber ich kenne meine Frau gut genug, um zu wissen, wie die richtige Antwort lautet, wenn sie diesen Ton anschlägt:

»Okay. Okay, ich geh da jetzt hin.«

»Du sagst mir Bescheid, was los ist, ja?«

Sie schien wirklich besorgt.

Sie schien so besorgt, dass ich auch wieder unruhig wurde, sie steckte mich an, und ich brüllte in die Landschaft, dass es mit meinem jüngsten Sohn ein Problem gebe und ich so bald wie möglich wieder zurück sei. Ich spürte, wie mir aus meiner Umgebung ein bitterböser Windhauch an Unverständnis entgegenschlug, aber keiner traute sich, ein Wort zu sagen. Ein Kind war selbst in diesem Haifischbecken noch ein ganz kleines bisschen wichtiger als ein Sack Zement.

François hob in seiner Gondel zur Beruhigung die Hand. Es war ein Zeichen, das in etwa sagen sollte: Mach dir keine Sorgen, ich habe alles im Blick. In dieser Situation ein fantastisches Zeichen. Ganz wunderbar.

die Rektorin

Die Rektorin hatte höchstselbst am Tor der Grundschule Victor Hugo Stellung bezogen. Auf diese Schule waren alle unsere drei Jungen gegangen. Sie begrüßte mich nicht, lächelte nicht, gab mir nicht die Hand. Sie sagte nur: »Kommen Sie mit.«

Ich kannte sie. Bei Schulfeiern, Elternabenden oder Klassenausflügen haben wir stets ein paar Worte gewechselt, ich hatte ihr vor ein paar Jahren sogar umsonst meine Arbeitskraft zur Verfügung gestellt, damals, als die Schulkantine vergrößert wurde (die »Mensa«, wie sie seither hieß). Alles

war gut verlaufen, und ich hatte den Eindruck, wir hätten ein gutes Verhältnis.

Nun liefen wir an dem neuen Gebäude entlang, ich fragte sie, ob damit alles in Ordnung sei, aber sie antwortete mir nicht. Oder hatte mich nicht gehört. Ihr Gesichtsausdruck war unfreundlich, ihr Schritt zügig und ihre Hand zur Faust geballt.

Ihr feindseliges Auftreten warf mich um fast vierzig Jahre zurück. Plötzlich fühlte ich mich in die Haut eines kleinen Jungen zurückversetzt, der etwas ausgefressen hatte und hinter der Rektorin herlief, ohne zu mucken, und der sich fragte, wie wohl seine Strafe aussähe und ob man seine Eltern informieren würde. Ein sehr unangenehmes Gefühl, das können Sie mir glauben.

Sehr unangenehm und sehr seltsam.

Sehr unangenehm im Hinblick auf mich, denn es war mehr als ein Gefühl, es war eine Erinnerung – ich war ein äußerst lebhaftes Kind gewesen, einer dieser Jungen, die man am Ohr durch den Schulhof zog, als wollte man sie zum Schafott führen –, und sehr seltsam im Hinblick auf meinen Sohn Valentin, er war nämlich das umgänglichs-te, wohlherzogenste und liebste Kind.

Was hatte er bloß angestellt?

Zum zweiten Mal an diesem Vormittag stand ich vor einem Rätsel, das meine Fähigkeiten überstieg. Was war im Kopf meines sechsjährigen Sohns schiefgelaufen, dass seine kleine Welt, jedenfalls die seiner Schule, solche Maßnahmen ergriff, Risse zeigte, die von »Verschiebung«, »Ver-satz« oder »Neigung« kündeten?

Bei seinen Brüdern hätte ich mich nicht gewundert, aber bei ihm? Er hatte seine Lehrerin immer vergöttert, hielt seine Hefte in Ordnung, gab anderen seine Spielsachen, und wenn er in den Ferien bei meinen Schwiegereltern war, rannte er von morgens bis abends um das Schwimmbecken herum, um Insekten herauszufischen, die zu ertrinken drohten, anstatt selbst darin zu baden. *Er* sollte bestraft werden?!?

Mein Weihnachtsgeschenk, wie ich ihn gerne nenne, und das war er auch, im wahrsten Sinne des Wortes. Seine beiden Brüder waren schon groß, Thomas war acht und Gabriel sechs, als Juliette, seine Mama, mich eines Abends fragte, was ich mir zu Weihnachten wünschte, und ich antwortete: ein Kind. Weihnachten haben wir zwar knapp verfehlt, aber da er Mitte Februar auf die Welt kam, wurde es ein Valentin.

Ein Valentin und ein Wunder von einem Kind.

Wie konnte mein Weihnachtsgeschenk mit seinen kaum sechs Jahren die Rektorin der Schule in einen solchen Zustand versetzen? Das war nicht zu fassen.

das Büro

Das Büro der Rektorin befand sich im Hauptgebäude im ersten Stock. Sie ging vor mir hinein und bedeutete mir, ihr zu folgen, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen.

Ich trat ein.

»Schließen Sie die Tür«, sagte sie zu mir.

Hätte ich einen Spannungsmesser dabeigehabt, dann

hätte mir das Gerät noch vor dem Anzeigen der Messdaten einen elektrischen Schlag versetzt. Das hier war kein Elterngespräch, es war ein elektromagnetisches Feld.

Im Raum befanden sich ein düster dreinblickender Mann, der meinen leisen Gruß mit einem kaum merklichen Nicken erwiderte, an seiner Seite eine Frau, die so verkniffen aussah, dass sie nicht genügend Luft bekam, um auf meinen Gruß zu antworten, zwischen ihnen ein kleiner Junge, vermutlich ihr Sohn, in einem Rollstuhl, der den Blick nicht hob, so sehr war er damit beschäftigt, von seiner Hose einen imaginären Schmutzleck zu entfernen, und ihnen gegenüber, allein, am Fenster, mein kleiner Valentin.

Er stand im Gegenlicht und hatte den Kopf gesenkt. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen.

Valentin

»Valentin wird Ihnen erklären, warum ich Sie heute Morgen zusammen mit Maximes Eltern einbestellt habe«, verkündete die Rektorin und wandte sich an meinen Sohn.

Keine Antwort.

»Valentin«, wiederholte sie, »jetzt hab wenigstens den Mut, deinem Vater zu erzählen, was du getan hast.«

Maximes Papa sah meinen Sohn streng an, Maximes Mama schüttelte empört den Kopf und kaute auf einem Taschentuch, Maxime sah aus dem Fenster, und Valentin schaute auf seine Füße.

»Valentin«, sagte ich sanft, »erzähl mir, was du getan hast.«

Keine Antwort.

»Valentin, sieh mich an.«

Mein Sohn gehorchte, und vor mir stand ein Kind, das ich noch nie gesehen hatte. Es war auch kein Kind, es war eine Wand. Sein Gesicht war eine Wand, und diese Wand war weitaus solider als die Wände, die mich vor einer halben Stunde noch beschäftigt hatten. Eine Wand, die von zwei hellen unbeweglichen Augen durchbrochen war. Eine Stützmauer.

Natürlich zeigte ich nach außen keinerlei Regung, aber ich lächelte in mich hinein. Er war so goldig, der kleine Dickschädel, wie ein junger Soldat vor dem Kriegsgericht. Nein, er war nicht goldig, er war wunderschön.

So schön, so still und so blass, dass man ihn für eine Kinderbüste aus weißem Marmor hätte halten können.

»Valentin«, wiederholte die Rektorin, »bitte zwing mich nicht dazu, es deinem Vater sagen zu müssen.«

Maximes Mama entfuhr ein leiser Schluchzer, und dieser Schluchzer nervte mich. Was war hier eigentlich los? Ihr Sohn war am Leben, soweit ich sehen konnte, und für seinen Zustand war mein Sohn schließlich nicht verantwortlich! Ich wollte mich gerade einmischen, wollte meinem Ärger Luft machen, als mein Junge sich dazu entschloss, ein Geständnis abzulegen, und dafür kann ich ihm nicht genug danken, denn er hinderte mich daran, mich vor dieser wütenden und zugleich traurigen Versammlung lächerlich zu machen.

»Ich hab den Reifen von Maximes Rollstuhl zerstochen ...«, flüsterte er.

»Genau!«, gab die Rektorin sichtlich zufrieden zurück, »du hast mit deiner Zirkelspitze den Reifen am Rollstuhl deines Klassenkameraden zerstochen! Genau das hast du getan! Bist du stolz auf dich?«

Keine Antwort.

Keine Antwort von einem sechsjährigen Jungen, der bisher für sein umgängliches Naturell bekannt gewesen war, hieß »ja«, und wenn er schon die volle Verantwortung für sein Verhalten übernahm, dann war das Mindeste, was wir tun konnten, eine kleine Untersuchung einzuleiten.

Vorsicht, ich will damit nicht sagen, dass ich bereit war, die Vergehen meines Sprösslings zu dulden oder zu verzeihen, aber es ist nun mal mein Job, Untersuchungen durchzuführen, um die Verantwortlichkeiten aller an einer Streitsache Beteiligten zu klären, und ich legte großen Wert auf eine solche vorherige Begutachtung, ehe ich die Gründe für einen Schadensfall ermittelte.

Ich deckte nicht meinen Sohn, ich wendete das Gesetz an. Ich wendete das Gesetz an und ging damit besonders sorgfältig um, weil ich seit heute Morgen eine extrem penible Beziehung zur Wahrheit unterhielt.

Seit Monaten war ich von Leuten gestresst, bedrängt und in die Enge getrieben worden, die mit der Wahrheit Katz und Maus spielten, und ich brauchte für mich nun wirklich allergrößte Klarheit.

»Bist du stolz auf dich?«, fragte sie noch einmal.

Keine Antwort.

Die Rektorin wandte sich Maximes Eltern zu und hob die Hände, um ihrer Verärgerung Ausdruck zu verleihen.

Erleichtert über Valentins Geständnis und zugleich

beruhigt durch die verlässliche Unterstützung seitens der Staatsmacht, stand Maximes Papa auf, und seine Mama packte ihr Taschentuch weg.

Die Spannung sank um mehrere tausend Volt, und man konnte spüren, dass es jetzt an der Zeit war, sich ernsteren Dingen zuzuwenden. Als da wären: die Sanktionen. Welche Strafe wäre hart genug für so eine feige Tat? Denn wir sind uns einig, die Damen und Herren Geschworenen, es gibt nichts Schlimmeres auf der Welt, als sich an einem wehrlosen behinderten Kind zu vergreifen, nicht wahr?

Ja, ich spürte, dass sich die Stimmung entspannte, und mir gefiel die Art dieser Entspannung nicht. Sie gefiel mir nicht, weil sie die Risse für meinen Geschmack etwas zu rasch stopfte. Ich kannte meinen Sohn, ich kannte seine Grundfesten, und ich wusste, aus welchem Holz er geschnitzt war, und es gab überhaupt keinen Grund, weshalb er ohne Not so etwas hätte machen sollen. Überhaupt keinen.

»Warum hast du das gemacht?«, fragte ich ihn und schenkte ihm ein unsichtbares Lächeln, das sich in den Brauen meiner vermeintlich böse funkelnden Augen versteckte.

Keine Antwort.

Ich war fassungslos. Ich wusste, dass mein Filius meine vermeintlich verärgerte Grimasse durchschaut hatte, warum legte er diese böse Maske dann nicht ab? Warum vertraute er mir nicht?

»Willst du es nicht sagen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Warum willst du es nicht sagen?«

Keine Antwort.

»Er will es nicht sagen, weil er sich schämt!«, behauptete Maximes Mama.

»Schämst du dich?«, wiederholte ich sanft und hielt seinen Blick fest.

Keine Antwort.

»Hm, hören Sie ...«, seufzte die Rektorin, »ich will Sie nicht länger aufhalten, und wir wollen wegen dieser unerfreulichen Angelegenheit nicht noch mehr Zeit verlieren. Die Fakten sind klar: Valentin hat einen Reifen von Maximes Rollstuhl zerstoßen, und das ist unentschuldig. Wenn Valentin nicht reden möchte, dann hat er Pech gehabt, er wird bestraft werden und bekommt so die Zeit, über sein Verhalten nachzudenken.«

Zufriedenes Seufzen im Gerichtssaal.

Ich ließ meinen Sohn nicht aus den Augen. Ich wollte verstehen.

»Geh zurück in deine Klasse«, befahl sie ihm.

Während er zur Tür ging, sprach ich ihn an:

»Valentin, *willst* du es nicht sagen oder *kannst* du es nicht sagen?«

Er erstarrte. Keine Antwort.

»Kannst du es nicht sagen?«

Keine Antwort.

»Kannst du es nicht sagen, weil es ein Geheimnis ist?«

Und weil er jetzt zum ersten Mal mit dem Kopf nickte, gestattete die wippende Bewegung seines Nackens zwei riesengroßen Tränen, die sich in seinen Wimpern verfangen hatten, sich endlich zu lösen und langsam über seine Wangen zu laufen.

Oh ... Ich schmolz dahin. Wie gern hätte ich mich in diesem Moment vor ihn hingekniet, um ihn in die Arme zu schließen. Ihn fest zu drücken und ihm ins Ohr zu flüstern: »Ist ja gut, mein Kleiner, ist ja gut. Du hast ein Geheimnis und willst es nicht ausplaudern, nicht einmal unter Androhung von Strafe. Ich bin stolz auf dich, weißt du. Ich habe keine Ahnung, warum du das getan hast, aber ich weiß, dass du deine Gründe hattest, und das genügt mir. Ich kenne dich, ich vertraue dir.«

Natürlich rührte ich mich nicht. Nicht weil ich die Rektorin fürchtete oder aus Rücksicht auf das Schamgefühl meines Sohnes, sondern aus Respekt vor Maximes Eltern. Aus Respekt vor einem Schmerz, der mit dieser blöden Reifengeschichte nichts zu tun hatte. Aus Respekt vor diesen Leuten, die sich ebenfalls liebend gern vor ihrem kleinen Jungen hingekniet hätten, um ihn an ihr Herz zu drücken.

Ich rührte mich nicht, aber meine *Déformation professionnelle* brach sich Bahn. Genau in diesem Moment wurde mir klar, dass es an der Zeit war, ihretwegen, meinetwegen, Valentins und Maximes wegen und wegen der ganzen Institution Schule, die hier von der Rektorin vertreten wurde, mein ich weiß nicht wievieltens Gutachten in Angriff zu nehmen.

Ja, es war meine Aufgabe, »*die erforderlichen Maßnahmen festzusetzen, um den Bau zu sichern und eine Zunahme der Schäden zu verhindern*«, also legte ich meinem Sohn die Hand auf die Schulter, damit er das Zimmer nicht verlassen konnte, und indem ich ihn an meine Beine drückte, drehte ich uns beide so um, dass wir Maximes Eltern gegenüberstanden.

Ich sah sie an und sagte:

»Hören Sie zu, ich will meinen Sohn nicht verteidigen, was er getan hat, kann ich nicht gutheißen. Daher wird er mir helfen, den Schaden zu reparieren, denn ich habe Flickzeug in meinem Kofferraum und werde die Gelegenheit nutzen, um ihm, vielmehr beiden Jungen«, sagte ich und lächelte Maxime zu, »zu zeigen, wie man einen Schlauch repariert. Das schadet nicht und könnte ihnen im Leben nützlich sein. Machen wir uns also ans Werk. Die Sache mit dem Rollstuhl ist nicht so wichtig. Wichtig ist vielmehr, und daran glaube ich, auch wenn ich weiß, dass das, was ich sagen werde, Sie schockieren könnte, ich glaube tatsächlich, dass Valentin Ihrem Sohn heute Morgen einen Gefallen getan hat. Er hat ihm einen Gefallen getan, weil er keinen Unterschied zwischen ihm und sich gemacht hat. Und wissen Sie warum? Weil er vermutlich auch keinen sieht. Maxime ist für Valentin weder schwach noch verletzlich, er ist ein Junge wie alle anderen auch, der folglich dieselben harten Gesetze des Pausenhofs ertragen muss wie die anderen. Valentin hat ihn nicht diskriminiert, nicht einmal im Sinne einer positiven Diskriminierung, wie wir Erwachsenen sagen würden, die wir für alles komplizierte Wörter finden, nein, er hat ihn behandelt wie seinesgleichen. Aus Gründen, die wir nicht kennen und die wir nicht zu wissen brauchen, denn die Geheimnisse unserer Kinder sind heilig, musste Valentin Ihrem Sohn wehtun. Hätte er es gekonnt, hätte er ihm den Arm verdreht oder ein Bein gestellt oder gegen das Schienbein getreten oder was auch immer getan, aber weil er das nicht konnte, hat er sich an den Rollstuhl gehalten. Das ist sein gutes Recht. Das ist sein gutes Recht,